



Verlassen. Trauernde suchen oft nach einem Halt im Leben. Foto: Doris Spiekermann-Klaas
Anzeige

„Man muss auch die Toten verteidigen“

Konferenz "Hilflos und Verlassen" im Einstein Forum Potsdam: Die Philosophin Gesine Palmer über Tod und Verlassensein, das Ritual der Trauer und den Fall Robert Enke (10.02.10)

Anzeige

Frau Dr. Palmer, wie kommt man als Philosophin dazu, Trauerreden zu halten?

Das war aus einer Verlegenheit heraus. Ich musste Geld verdienen. Und da ich nur denken, schreiben, Menschen verstehen und sprechen kann, habe ich mich gefragt, in welcher Situation Menschen es brauchen könnten, dass diese Dinge ein anderer für sie tut. Der Trauerfall ist eine solche Situation. Da ich den Prozess des Trauerns gerade hinter mir hatte, machten mir Trauerreden keine Angst.

Sie sagen, dass Sie aus dieser Arbeit auch etwas lernen.

Sehr viel. Vor allem wurde mir klar, dass ich es nicht nur für die Hinterbliebenen mache, die ich trösten will und denen ich über eine Schwelle helfen will. Im Laufe der Zeit habe ich bemerkt, dass ich dies immer mehr auch für die Toten mache. Mir wurde plötzlich klar, dass wir in der Öffentlichkeit zwar über Opfer von Verbrechen oder Unfällen mit einer gewissen Scheu sprechen, viele Menschen hingegen über ihre verstorbenen Angehörigen ohne jegliche Scheu urteilen. So habe ich den Impuls entwickelt, auch die Toten zu verteidigen.

Wie meinen Sie das?

Ich habe das Gefühl, die Integrität der persönlichen Lebensgeschichte der Verstorbenen wiederherstellen zu müssen, wenn Angehörige gar zu hart mit ihrem Urteil werden. „Man soll ja nichts Schlechtes über die Toten sagen, aber“, so fangen viele solcher Verurteilungen an.

So etwas kommt schon direkt nach dem Todesfall?

Nach meiner Erfahrung kommen solche zum Teil wohl unbewusst harten Urteile tatsächlich erstaunlich schnell. Vielleicht auch, weil die Menschen in dieser Lage nicht so kontrolliert vorsortieren.

Sie treffen auf Menschen, die sich oft in einer extremen existenziellen Ausnahmesituation befinden.

Die Betroffenen suchen meist nicht nur jemanden, der die Trauerrede hält, sondern auch einen Halt, einen Menschen aus dem Leben, den sie auch anfassen können. Jemanden, dem sie etwas erzählen können, und der nicht zusammenbricht, wenn sie zusammenbrechen. Manchmal ist das sehr traurig und fordert viel Selbstkontrolle. Ich kenne allerdings persönlich eine ganze Menge Belastungen, insofern kann ich das recht unaufgeregt machen. Die Betroffenen scheinen zu spüren, dass ihnen bei mir nichts passiert, wenn sie für einen Moment den Boden unter den Füßen verlieren.

Die Konferenz am Einstein Forum, zu der Sie nach Potsdam gekommen sind, trug den Titel „Hilflos und Verlassen“. Trifft das auf die Situation der Hinterbliebenen tatsächlich zu?

Es gibt manchmal eine kleine imaginäre Umkehrung in dem Verhältnis. Eigentlich fühlt ein Mensch sich in der Situation vom Verstorbenen verlassen. Das kann er gar nicht aushalten, er fühlt sich verloren. Um es aber auszuhalten, dreht er es um und sagt, dass er den toten Menschen nicht verlassen darf. So macht er sich selbst zum Starken.

Die Stoiker sagen, dass Trauern ein Zurückgeben bedeuten sollte. Vielleicht macht es das einfacher?

Die stoische Lehre besagt, dass man eigentlich nicht trauern soll, nicht den individuellen Verlust in den Mittelpunkt stellen soll. Man soll den Tod wie jemand betrachten, der etwas geliehen bekommen hat, das er nun wieder zurückgibt. Das ist dann auch die wohlwollende Mahnung der Philosophie, sich mit dem Allgemeinen zu trösten, denn das Besondere taugt ohnehin nichts, das habe man nur kurzfristig. Das sehe ich allerdings nicht so, so würde ich auch keinen Trauernden abspeisen.

Sondern?

Ich versuche die Menschen erst einmal in ihrem Wunsch zu bestätigen, die Verbindung über den Tod hinaus zu halten oder ihr nachzuspüren. Ich versuche ihnen beispielsweise zu sagen, dass ein komatöser Patient ihre Berührung wahrscheinlich noch bemerkt hat. Das sind ganz einfache Sachen, die Trost spenden, ohne das Einzelne abzuwerten. Es geht auch darum, dass die Hinterbliebenen mit der Beerdigung, mit dem Sprechen über den Verstorbenen diesem Menschen etwas zurückgeben. Wenn ein Mensch hingegen bössartig war, kann man den Trauernden immerhin sagen, dass er nun tot ist und das Negative bei ihm bleibt. Sie haben nun die Freiheit, sich an die Dinge zu erinnern, die sie für wichtig halten. Ich versuche sie dazu zu ermuntern, sich damit auseinanderzusetzen. Mit Triumphgefühlen, mit Verlassenheit, mit allem.

Welche Bedeutung hat das Ritual der Trauer?

Eine sehr große. Ich gebe den Angehörigen die Trauerrede nicht vorab zum Lesen, da es als Ritual nicht funktionieren würde, wenn sie jedes Wort schon kennen. Sie müssen das von mir als einer Fremden annehmen. Sie erzählen mir etwas, ich verarbeite es und gebe es ihnen in einer für sie neuen Form zurück. Es muss ihnen neu sein, aber so, dass sie sich und ihre Erzählung trotzdem darin wiedererkennen können. Ideal ist, wenn ich alles was ich von der Geschichte erfahren habe auf mich beziehe, emotional also „an mich nehme“ und es durch meinen eigenen Gefühlshaushalt laufen lasse wie Wasser durch einen Wasserfilter. Wenn ich mir diese Mühe gemacht habe, dann höre ich oft, dass es so scheine, als hätte ich die verstorbene Person gekannt.

Das Trauern wirkt der Verdrängung entgegen.

Und auch der Vereinnahmung. Denn die ist der erste Schritt zur Verdrängung. Ich versuche, durch das Ritual zu vergegenwärtigen, dass die Person für die Hinterbliebenen rätselhaft, unzugänglich und ganz anders bleibt und nun auch in einem ganz anderen Stadium ist. Wie auch die Beziehung zu der Person: Sie ist an einem Endpunkt angekommen. Jetzt geht man ihr verarbeitend rückwärts noch einmal nach oder auf den Grund: um schließlich von ihr loszukommen oder sie in anderer Form und allmählich nicht mehr belastend bei sich zu haben. Was die Leute „im Herzen tragen“ nennen, nun als Erinnerung, nicht mehr als lebendige Beziehung.

Tod und Trauer sind in unsere Gesellschaft stark mit einem Tabu belegt. Woher kommt das?

Ich denke, dass ist eine natürliche Reaktion auf ein sehr unangenehmes Ereignis. Ich glaube nicht, dass es in anderen Gesellschaften anders ist, nur das Tabu sucht sich andere Wege und Zeichen. Um die Scheu und die Isolation der Trauernden zu durchbrechen, sollte man auf jeden Fall auch Trauerkarten schreiben oder auf Beerdigungen gehen, wenn bei Freunden oder Bekannten ein Angehöriger gestorben ist. Um den Hinterbliebenen zu zeigen, dass es ein wichtiger Bruch in deren sozialen Leben gibt, um zu zeigen, dass es aber kein totaler Bruch ist, dass die anderen Menschen noch für einen da sind. Man sollte sich dabei im Klaren darüber sein, dass ein Betroffener auch für ein Jahr richtiggehend „ausfallen“ kann. Ohne, dass dies eine unnormale Reaktion wäre. Das ist einfach so.

Jeder trauert anders.

Trauer ist tatsächlich sehr individuell, die einen entfernen etwa sofort den Namen des Verstorbenen vom Türschild, andere versuchen an ihm festzuhalten. Eines betrifft aber alle: Man soll sich Zeit fürs Trauern nehmen.

Hat der Umgang mit Tod und Trauer auch etwas mit der Geschichte der Gesellschaft zu tun?

Sehr viel. Viele Menschen, die momentan sterben, haben ihre Kindheit im Krieg verbracht. Während wir öffentlich immerzu davon hören, schweigen die Betroffenen oft verschämt darüber. Sie können nicht viel dazu sagen, außer Phrasen, etwa dass es „harte Zeiten“ waren. Das private Aufarbeiten der persönlichen Geschichten kann mit dem öffentlichen überhaupt nicht Schritt halten.

Als unlängst der Fußballer Robert Enke sich das Leben nahm, wurde dies zu einem großen, öffentlichen Medienereignis.

Das war ein Opfer-Ritual. Es wurde gesagt, dass Robert Enke an Depression litt, und seine arme Frau damit sehr belastet war, nun aber würden alle an ihrer Seite stehen, eine große reinigende Trauerzeremonie begehen und das Tabu der Depression in der Gesellschaft öffnen. Hier hätte ich gerne das Wort für Robert Enke ergriffen, um ihn und seine sogenannte Depression gegen dieses schnelle Psychologisieren und Schubladendenken zu verteidigen. Es geht vielmehr um den Prozess, der ihn in diese Situation gebracht hat. Selbstmord hat immer sehr viel mit Anklage an die Gesellschaft zu tun. Die Angehörigen haben damit zu tun, sich diese Aggression des Verstorbenen vom Hals zu schaffen, darin muss man sie auch unterstützen.

Aber?

Man kann nicht alles auf das Pathologische in einer einzelnen Person schieben, schon gar nicht nach deren Tod, wenn sie nicht mehr selbst für sich eintreten kann. Für mich war das ein ziemlich klarer Fall einer kollektiven Sublimierung. Die gesamte Lust, einen Großen vom Thron zu stoßen, wurde darin exemplarisch freigesetzt. Ohne dass man ihm tatsächlich etwas antun musste, das hatte er ja schon selbst getan. Der ganze Mechanismus, den Freud in Totem und Tabu schildert, war da in moderner Form zu sehen. Jedenfalls ist das eine mögliche Lesart. Freilich soll man auch an Lebenden, die man nicht kennt, nicht zu viel herumpsychologisieren. Es war mir nur so, als hätte ich ihn gern verteidigt gegen die hastigen Zuschreibungen, denn er konnte es selbst nicht mehr tun.

Das Gespräch führte Jan Kixmüller

Anzeige

Kommentar schreiben

Name

Ihr Kommentar

Bitte beachten Sie unsere [Richtlinien](#) zum Kommentieren.